



Édouard Chatelet von Zell

Sternenaugen blicken still hernieder  
In der Erdennächte schaurig Dunkel;  
Weihnachtskerzen strahlen durch des trüben  
Wintertages Dämmerung hell und freundlich.  
Also strahlt der ewigen Liebe Auge  
Täglich auf die Menschenwelt hernieder.  
Und wo immer auf der dunklen Erde  
Sich ein Flämmchen echter Lieb' entzündet,  
Ist's ein Funken jener Himmelsonne.  
Lichtgeboren, strebt's zum Licht hinauf,  
Und das Sonnenauge droben nimmt  
Seiner wahr und hütet sein in Treue.  
Selig Haus, wo viele solcher Flammen  
Brennen und gar hellen Schein verbreiten!  
Denn dort ist ein Stüchlein Himmelswinne  
Schon auf Erden, dort ist alle Tage  
Gebensfroher, sel'ger Weihnachtstag.

### Allerlei Weihnächten.

(Von Adam Müller-Gutenbrunn.)

Sie sahen am Sylvesterabend einander gegenüber und blickten sich vergnügt in die Augen. Die Kinder waren längst schlafen gegangen, sie aber wollten das neue Jahr abwarten. Er hatte sich eine Zigarette angezündet, und sie knabberte an allerlei Süßigkeiten. In einer Ecke des großen Speisenzimmers stand noch der Christbaum. Er war überreich behängt mit Zunderwert und Obst, mit funkelnden Gold- und Silberfäden, und die Kerzen waren noch nicht ganz abgebrannt. Sie konnten sich Beide nicht trennen von dem Baume, von dem so viel Seligkeit ausging für die Kinder, und er mochte nur stehen bleiben bis zum Dreikönigstag. Es war der siebente Christbaum, den sie sich in ihrer jungen Ehe gestiftet hatten, und von Jahr zu Jahr wurde das Fest schöner und herrlicher gefeiert, denn mit den Kindern mehrte sich auch die Freude im Hause und das Verständnis für den tief menschlichen Inhalt dieses Festes.

„Wie schön es bei uns am Weihnachtsabend war, das kannst Du mir doch eigentlich gar nicht nachfühlen!“ sagte Herr Wallner und blies den Rauch gegen die Zimmerdecke empor. „Wieso?“ entgegnete etwas spitzig seine rundliche Frau. „Zu Weihnachten ist es immer schön, und jedes Jahr glaube ich, so schön wie diesmal war es noch nie.“

„Das ist es ja, Du kennst den Unterschied nicht. Ihr Frauen erlebt so wenig. Ihr bleibt bei Muttern hinter dem warmen Ofen sitzen und habt es eigentlich immer gut. Aber der Mann...“

„Ja, der muß hinaus in's feindliche Leben!“ parodierte sie. „Freilich muß er das. Ich war achtzehn Jahre von Hause fort, als ich endlich dazu gelangte, mir selbst ein Heim zu gründen. Weißt Du, was es heißt, achtzehn Jahre sozusagen außerhalb der Familie zu stehen?“

„Achtzehn Jahre! Das ist eigentlich schrecklich.“  
„Fortwährend unter fremden Menschen. Ich begreife heute gar nicht, daß ich das ertragen habe... Die peinlichsten Zeiten waren mir immer der Weihnachtsabend und mein Geburtstag. Das sind Tage, wo ein Mann, der von Haus aus auch nur ein bishen Familienmann besitzt, alle Qualen der Vereinsamung empfindet. Kannst Du Dir einen Geburtstag denken, wo Niemand Deiner gedenkt, und einen Weihnachtsabend, an dem Du allein Deiner Wege gehst und nicht einmal die Freude Anderer mitgenießen darfst?“

„Denken kann ich mir das wohl, aber...“  
„Du kannst es nicht! An solchen Tagen hatte ich oft Selbstmordgedanken.“

„Aber warst Du denn nicht da und dort eingeladen an Weihnachtsabenden?“  
„Eigentlich nur ein einziges Mal. Aber an diesem Abend habe ich auf Gold gepfeift.“

„Auf Gold?“  
„Ja wohl... Ich war schon Jahre in Wien, aber ich lebte einsam wie Robinson auf seiner Insel. Ein Anschluß an Familien wollte sich nicht ergeben, und ich beging meinen heiligen Abend stets in einem fremden

Kaße hinter einer recht großen Zeitung, wo Niemand mich erkannte. Einen einzigen verheirateten Freund hatte ich in der großen Stadt, einen Schauspieler. Er hatte eine feine, liebenswürdige Frau und ein reizendes Mädel, das mich Onkel Wallner nannte. Ich ging gerne von Zeit zu Zeit hin, um mich auszulaulern, und einmal machte ich ganz zufällig vor Weihnachten dort meinen Besuch. Da lud man mich für den heiligen Abend ein. Ich nahm ganz gerührt die Einladung an und versprach, pünktlich zu erscheinen. Recht früh sollte ich kommen, denn die Mizi mußte ja doch um zehn schon zu Bett, der Baum dürfte also etwa um 8 Uhr angezündet werden. Und das sollte ich nicht versäumen, die Freude der Kleinen sei ja das Schönste an der Sache.

Ich steckte mir alle Taschen voll Spielsachen für die Mizi, verpackte mich mit einer eleganten Bonbonniere für die Mama und war um 1/28 Uhr vor dem Hausthor. Das war mir aber doch zu früh. So ging ich denn langsam auf und nieder in der Gasse, um noch eine Viertelstunde zu tödten. Ein eleganter Wagen sauste an mir vorbei und hielt vor dem Thore des Hauses, das auch ich betreten sollte. Eine Dame trock aus einem Berg von Paketen und Schachteln hervor, besah dem Kutscher zu warten und verschwand im Hause. Diese Gestalt, diesen schwebenden Gang und auch diese Stimme kannte ich. Es konnte nur die Heroine des Theaters sein. Sollte die bei Freund E. eingeladen sein? Ich fand das kaum glaublich, denn er hatte keine erste Stellung als Schauspieler. Und alsbald trat ich in das Haus und stieg langsam die vier Treppen empor. „Diese Frau näher kennen zu lernen, das wäre interessant“, sagte ich mir, denn ich hatte noch nie mit einer berühmten Dame vom Theater gesprochen.

Auf der letzten Treppe kam mir ein lauter Schwarm von Menschen entgegen, und ich traute meinen Augen nicht, als ich sah, wer es war. Mein Freund sammt Frau und Kind und Schwägerin, sowie sein Kollege A., der für diesen Abend bei ihm zu Gast gebeten war wie ich, umringten die Tragödin, welche Mizi höchst eigenhändig trug und das Kind mit Zärtlichkeiten überhäufte. Ich war etwas verblüfft über diese Auswanderung, aber ich wurde der Künstlerin rasch vorgestellt als ein Gast des Hauses E., und als solcher ward ich von ihr ebenfalls eingeladen und mitgenommen. Frau E. entschuldigte sich bei mir, indem sie mir den Vorfall erzählte. Das Fräulein sei plötzlich gekommen und habe behauptet, sie hätten ihr im Sommer in Gossensfeld das Versprechen gegeben, den heutigen Weihnachtsabend bei ihr zu verbringen. Sie habe schon oft daran erinnern wollen, aber immer vergessen, es zu thun. „Wir wissen zwar nichts davon, aber was läßt sich da machen? Sie hat die großartigsten Vorbereitungen getroffen, und für Mizi eine sprechende Puppe in Bereitschaft. Das Mädel war nicht zu halten. Und all' unsere Gäste, so viel wir auch haben sollten, hat sie eingeladen.“ Was wollte ich thun?

„Ja ging mit. Freund E. fand die Sache genial, ich fand sie vagabundhaft. Aber was lag daran? Es reizte mich imerhin, einmal der Gast einer gefeierten Theaterdame zu sein.“  
„Und wie war's?“

„Großartig! Die Wohnung war das schönste Märchen, das ein Tapezierer jemals ausgedreht, und an Gästen fehlte es nicht. Unter dem Christbaum lagen die kostbarsten Geschenke, Galanteriewaaren mit dem Bildniß der Hausfrau wurden an uns Alle verteilt, ihr selbst überreichte ich langbärtiger, alter Herr, den Alle wie den Hausherrn respektierten, allerlei Schmuckgegenstände. Ueber dreißig Personen saßen wir dann bei Tische. Mizi mit ihrer sprechenden Puppe zur Linken, der Spender der Schmuckgegenstände zur Rechten der Tragödin. Mein Freund E. hatte das nötige Kind für das Weihnachtsfest beigeleitet... Das Menu war endlos, das Dessert wurde auf Gold servirt — für mehr als dreißig Personen auf Gold! Ich sage Dir, ich bekam an diesem Abend einen ungeheuren Respekt vor der Kunst. Im Wintergarten spielte ein unsichtbares Orchester süße Weisen, und im Salon wurde nach Tisch getanzt. Auch ich tanzte einen Weihnachtsvalzer mit der Kameliendame des Hauses.“

„Du bist aber sehr undankbar für den interessanten Abend!“ fiel da Frau Wallner ein.

„Ich habe mich durch ein Bouquet von Hoffatti für den Abend abgefunden... Willst Du, daß ich die anderen siebzehn Weihnachtsabende meiner Junggesellenzeit schildere wo ich nicht eingeladen war?“

„Nein, nein!“  
„Na, wir haben noch eine Stunde Zeit, und man kommt nicht alle Tage zu solchen Gesprächen. Ich habe allerlei Weihnachtsabende erlebt, und so manchen guten Menschen gerade an diesen Abenden kennen gelernt. Sogar mich selbst. Und auch Dich.“

„Mizzi? Wieso?“  
„Ach, liebes Kind, an dem Tage, an dem ich zum ersten Male mit Dir sprach, lernte ich Dich ja nicht kennen.“  
„Es gibt also einen anderen Tag, an dem Du mich kennen lerntest?“

„Gewiß! Aber ich wollte Dir ja nicht von mir und Dir...“  
„Nein, Albert, alles Andere interessiert mich jetzt nicht mehr. Sprich jetzt von Dir oder von mir.“

„Sie klingelte, und die Köchin erschien. „Zehn Minuten vor Zwölf, Lina, den Punsch.“  
„Ja, gnädige Frau!“ Die Lina warf einen raschen Blick auf die Zimmeruhr und verschwand.

„Ich habe mich da verplaudert und Du nimmst mich jetzt beim Wort... Na, wenn Du mir versprichst, mich gar nicht zu unterbrechen...?“  
„Das verspreche ich Dir.“

Herr Wallner war aufgestanden. Er ging einige Male im Zimmer auf und nieder, drehte sich eine frische Zigarette und brannte sie an. Dann begann er: „Es war einmal ein junges Ehepaar. Sie waren erst sechs Monate verheiratet und mußten sparen, denn Beide hatten sich gelüßt über die Kosten eines eigenen Haushaltes, und sie gaben anfänglich mehr Geld aus, als sie einnahmen. Er war als Ingenieur bei der Direktion einer großen Bahn angestellt, nachdem er sich lange genug in der Fremde herumgetrieben und den Barbaren in Halbabenden Bahnen gebaut hatte. Er fühlte sich unendlich wohl in seinem jungen Haushalt, aber er neigte ein klein wenig zur Philistrität und zur Pedanterie. Er war eben zu lange Junggeselle gewesen. Sein Stolz waren seine praktischen Lebensanschauungen, und er suchte dieselben auch seiner geliebten jungen Frau bei-

zubringen. Sein zweites Wort war „praktisch“. In Allem und Jedem wollte er diesen Standpunkt gewahrt wissen, und als zum ersten Male die schöne Weihnachtszeit herannahte, da predigte er seiner Frau, die er ein wenig im Verdacht hatte, daß sie große Dinge plane, Tag für Tag, wie praktisch man auch im Schönen sein müsse. Es lohne sich, stets für den Anderen zu denken und ihm gerade das zu geben, was ihm fehle, was er sich anschaffen mühte. Die junge Frau, die sterblich in ihren Mann verliebt war — ja, ja, sterblich! — und die seine Ausprüche wie die Offenbarungen eines Orakels hinnahm, dachte die Frage: ob es nicht etwas noch Praktischeres gebe, lag ihr fortwährend auf der Seele. Und sie mußte ja sparen! Sie durchstöberte Alles, was ihr Mann mit in die Wirtschafft brachte: seine Garderobe, seine Bücher, sein Rauchzeug, seine Wäsche...“

„Albert!“ rief, plötzlich erglühend, Frau Wallner.  
„Was hast Du mir versprochen, Ada? Wenn Du mich noch ein Mal unterbrichst, höre ich auf. Also bitte! — Beim Anblick seiner Wäsche leuchtete es auf in ihren blauen Augen; jetzt wußte sie, was sie zu thun hatte... Er selbst ging nicht minder rathlos umher. Er hätte schon etwas gewußt für seine hübsche, kleine Frau, der das Korsett damals schon ein Wischen lästig war: einen großartigen Schlafrock oder dergleichen, aber das kostete zu viel. Also etwas Anderes. Aber er hatte wenig Zeit, nachzudenken, und er verlieh sich schließlich auf die Eingebungen des letzten Tages. Es wird sich schon etwas Praktisches finden.“

Als selbstverständlich galt es, daß man allein blieb, daß man den heiligen Abend „in der Familie“ feierte. Als ob zwei Leute eine Familie wären! Und ein Christbaum wurde gekauft, so groß, als sollten Gaben für zwanzig Hausgenossen darunter gelegt werden, aber er wollte ihr doch keine Vorwürfe machen. Vor den Geschenken zitterte er freilich nach diesem Beginn. Am Aufzug des Christbaumes betheiligte er sich hervorragend. Ganze Berge von Zunderwert sollten aufgebunden werden, und als die junge Frau sah, wie er erstarrt über die Menge und die Kosten, da sagte sie bemühtig: „Schau, ich habe mir gedacht, unser erster Christbaum soll recht schön werden.“ „Ja, das ist schon recht“, entgegnete er, „aber ehrsache Dinge in solcher Menge auf den Baum zu hängen, verkaufen lassen und dann wegwerfen, das ist doch unpraktisch. Ich wäre künftig für mehr anderen Plätter, den man aufheben kann für den nächstjährigen Baum.“ Sie nahm sich das wahrscheinlich zu Herzen, denn sie schwieg.

„Am Morgen des nächsten Tages ging die junge Frau selbst, den Tisch besorgen. Sie kaufte einen lebendigen Karpfen und legte ihn dabeim in frisches Wasser. Er schlug die tollsten Kapriolen und sprigte die ganze Küche an. Die Köchin war in Verzweiflung, die Frau ergötzte sich an dem munteren Thiere, das endlich doch geblödet werden sollte. Aber die Frau entsetzte sich davor und die Köchin nicht minder. Sie hat sich das stets vom Fischweib besorgen lassen. Man entschließt sich, auf die Heimkunft des Herrn zu warten. Er wollte Mittag auswärts essen, aber Abends recht früh kommen. Die Frau hatte alle Hände voll zu thun, der lebendige Fisch genierte sie sehr. Endlich kam der Mann. Er trug eine bunte Menge von Paketen und wollte rasch in sein Zimmer verschwinden, aber die Köchin stürzte ihm entgegen und sprubelte ihren Zammer nur so heraus. Er verstand sie nicht, denn wenn sie aufgeregt war, rebete sie noch böhmischer als sonst. Die Frau kam und gestand ihm ihren unpraktischen Einfall. Er sollte den Fisch tödten. Wie kam er dazu? In seinem Leben hatte er keinem Thiere etwas gekostet! Und wie macht man denn das?“

„Nu, schlägt m'r Fisch aus auf Rupp mit Hammer!“ beehrte ihn die Köchin.  
„Und er schied die Frau weg, wickelte den Kopf des Karpfen in ein Handtuch und schlug mit einem Schlag einmal kräftig zu. Dann zog er sich rasch aus der Küche zurück und die weidherzige Köchin begann nun ihres Amtes zu walten.“

„Als diese Epifode verstanden war, entzündeten Mann und Frau gemeinsam die Lichter des Christbaumes, dann mußte die Frau hinaus. Er wollte sie zuerst beschenken. Er wird ihr läuten, wenn sie kommen darf. Dann wird er gehen und sie wird ihm läuten. So spielen sie Weihnachten miteinander wie die Kinder. Er hat seine Herrlichkeiten enthielt, sie lauscht im Nebenzimmer, das Glöckchen, das er eigens mitgebracht, ertönt... Nicht einen Augenblick hat sie noch darüber nachgedacht, was er ihr schenken würde; daß er ihr überhaupt eine Freude bereiten wolle, das genigte

ih. Jetzt aber fragte sie sich doch: „Was wird es sein?“ Und sie trat strahlend in das Zimmer. Ein Armband für sie. Einige Toilette-Gegenstände zur Pflege ihrer Schönheit und — eine Fülle von Kindersachen. Ein reizendes, winzig kleines Geldtäschchen aus schneeweißem Ziegenfell, darin stand ein Glückstreuer. Ein Paar herzige Kinderschuhe, ein Paar Kinder-Handschuhe, die etwa für ein Sechsjähriges passen mochten und allerlei Spielsachen... Sie war zuerst starr. Nicht ein praktischer Gegenstand! Aber ein unwillkürliches Gefühl der Rührung bemächtigte sich ihrer beim Anblick all' der nützlichen Dinge, und sie fiel ihrem Manne um den Hals. Sie weinte. Er verstand sie nicht, küßte sie und verschwand. Jetzt war die Reihe an ihr. Lange wartete er, dann läutete es, kalt und laaghast. Neugierig, hoch gespannt steckte er zuerst den Kopf zur Thüre herein. Ein feuchter, liebevoller Blick begegnete dem seinen. Als er näher trat, schlug die Frau die Augen nieder und streckte ihm wortlos entgegen, was sie in Händen hielt. Er war wie von einer Tarantel gestochen, aber er faßte sich. Drei frisch gekaufte, steif gebügelte Herrenhemden hatte ihm das Christkind gebracht. „Sehr praktisch!“ dachte er sich. Er hätte sich ohftigen mögen. Da stand seine liebe, rührende Frau, mit dem lächerlichen Geschenk in der Hand, und sprach kein Wort. Er nahm ihr die Hemden endlich ab und legte sie beiseite. Sie wandte sich rasch seinen Gaben zu.

„An diesem Weihnachtsabend hat der Mann sich selbst kennen gelernt.“  
Frau Wallner streckte ihrem Manne die Hand über den Tisch hinüber. Die hellen Thränen waren ihr über die Wangen gelaufen, doch sie sprach kein Wort. Ein Engel slog durch das Zimmer, aber die Lina brachte jetzt den Punsch und verschmeckte ihn.

„Soll ich Dir nun auch noch den heiligen Abend schildern, an dem der Mann seine Frau kennen lernte? Dazu ist in diesem Jahre kaum noch Zeit. Laß mich Dir also nur ver-rathen, daß dies schon der zweite Weihnachtsabend in dem jungen Haushalt war. Das war ein Abend! Die junge Mutter war der Mittelpunkt des Festes. Ihr Wille übte sich längst frei von dem pedantischen Einfluß des Mannes, der im Grunde die Praxis führte und selbst allerlei Dummheiten machte; sie hatte alle Fäden des Arrangements in ihrer Hand, und er rebete ihr nicht mehr drein. Wie sie ihn selbst mit lururiosen Handarbeiten für sein Zimmer und seinen Schreibtisch beschenkte, wie sie ihr Kind bedachte, wie sie das ferne Kind der Amme, das es nicht so gut hatte, wie das ihre, beschenkte, wie sie die Köchin und die Magd in den Kreis der Familie zog für den schönen Augenblick des Festes, wie ihr Christkind für die anwesenden Großeltern sorgte, das Alles vergißt der Mann ihr nie. Sie strahlte in hausmütterlicher Glückseligkeit, und er erkannte, was er an ihr besah.“

Dumpfes Gejohle drang von der Straße herauf und in der Wohnung über ihnen erhob sich ebenfalls ein betäubender Lärm — der Herr stand auf Jovoll. Herr und Frau Wallner erhoben sich. Sie stiegen mit ihren Punschgläsern an, umarmten und küßten sich, dann ließen sie das Ehepaar hochleben, dessen Geschichte sie Beide zu Thränen gerührt hatte.

### Ein Zauberkunst für die Weihnachtsabende.

Wilhelm hatte sich vorgenommen, am heiligen Abend ein kleines Stückchen seiner Zauberkunst zum besten zu geben. Als nun der buntgeschmückte Christbaum im herrlichsten Lichterglanze erstarrte und die Bescherung vorüber war, bat er seine Eltern und Geschwister, doch auf einen Augenblick das Zimmer zu verlassen, da er ihnen ein Experiment vorführen wolle, wozu eine kleine „Vorbereitung“ notwendig wäre. Der Punsch wurde ihm gern erfüllt. Nach Verlauf einer Minute lehten Eltern und Geschwister auf ein gegebenes Klingelzeichen wieder zurück. Wilhelm begann: „Durch das Studium geheimnißvoller Bücher der schwarzen Kunst habe ich mir ein Bostöckchen angeeignet, das Euch alle jetzt überraschen wird. Ihr seht doch hier einen brennenden Christbaum?“ „Oder einen Christbaum mit brennenden Lichtern — ganz recht!“ sagte der Vater. „Nun will ich eine dieser brennenden Kerzen vergehren!“ lächelte Wilhelm. „Oho, das wird Dir wohl nicht gelingen!“ rief Bruder Otto. „Das meine ich auch!“ lachte die ungläubige Grete.

„Wir lassen uns nichts weismachen!“ fügte der kleine Fritz hinzu. „Nun, so paßt auf!“ sagte der Zauberkünstler mit fast feierlicher Miene. „Eins! Zwei! Drei! Hokus, potus, verschwindet!“ Und ohne sich nur im geringsten zu überlegen, nahm Wilhelm eine Kerze vom Baum, öffnete den Mund und ließ ihren brennenden Theil gemüthlich ab. Alsdann machte er noch zwei Bisse, und die brennende Baumterze war in Wilhelms Zaubermagen verschwunden. Da war nun die Vermunderung groß! Stürmisch umdrängten den kleinen Schwarz-künstler die wüthbegierigen Geschwister und baten ihn flehentlich, sein Experiment zu erklären.

„Nun, so hört“, sagte Wilhelm. „Die Kerze, welche ich vergehrt, war aus einer Röhre geschnitten — natürlich so kerzenähnlich wie möglich. Oben hatte ich eine Vertiefung angebracht, in die ich Tafelöl füllte. Da hinein kam ein Stückchen Wollse, das ich in Eurer Abwesenheit anbrannte. Durch den Rauch des Mundes löschte die Kerze beim ersten Biß gefahrlos aus. Das war meine ganze Zauberei!“

### Was sollen wir schenken?

Und wieder ist das liebe Weihnachtsfest vor der Thür, und wieder zerbrechen wir uns den Kopf — was sollen wir schenken? — Geschenke sollen Freude machen; sie sollen niemals nur als Pflicht empfunden werden. Aber wenn wir Freude machen wollen, müssen wir zunächst genau zu erforschen suchen, was der Andere sich wünscht. Vieles kann eine Hausfrau brauchen, aber man soll sie nicht mit einem Satz Geld für den täglichen Tisch abfertigen, wenn sie sich ein neues Schwarzseidenes gewünscht hat.

Also Vorsicht beim Schenken! Nicht zu nüchtern und nicht zu phantastisch, aber immer hübsch und immer mit der Freude gegeben, die das bescheidenste Geschenk werthvoll macht. Auch die allerpraktischsten Sachen können hübsch sein und sollen hübsch sein, wenn sie als Geschenk Verwendung finden, und wenn ich der Mutter eine Zusammenstellung aller notwendigen Bürsten und Besen überreiche, so kann ich diese Bürsten und Besen zum Geschenk noch mit einer farbigen Schleife schmücken und ihnen damit den Stempel der festlichen Gelegenheit aufdrücken; aber die Schuhe, die ich für den Vater arbeite, brauchen deshalb noch nicht im Schmucke geschmackloser, wider gestickter Rosen zu prangen! — Handschuhe und Taschentücher sind fast immer willkommene Geschenke, auch Kravatten und Schleier, doch muß man damit schon vorsichtiger sein. Obst aber und Konfekt in geschmackvoller Umhüllung und Blumen in Ständern und Vasen und als softer Strauß, sind immer willkommene Gaben.

### Kleine Weihnachts- und Silvester-geschenke für Herren.

An den Festtagen finden sich in vielen Familien junge, unverheiratete Herren als Gäste ein, die man bei der allgemeinen Bescherung und auch bei der lustigen Gabenvertheilung am Sylvesterabend (Zullapp) nicht gern leer ausgehen lassen mag, andererseits sich aber weder in Unkosten stürzen noch den Betreffenden zu Dank verpflichten will. Für diesen Zweck gibt es in Galanteriegeschäften heuer allerliebste dröhlige Thiergestalten, die für den Speise- oder Schreibtisch als Träger von Federn, Zahnstochern, Streichhölzern usw. einen praktischen Werth haben, nicht viel kosten und doch eigenartig und erheitend wirken. Da ist zuerst „Hans Hudebein“, der Unglücksstrabe, der aus weit aufgespertem Schnabel die obenerwähnten Dinge darbietet und mit seinen grünen Glasaugen led genug den Empfänger anblinzelt, als wollte er ihn als Kollegen begrüßen. Oder „Hibigei“, der schwarze Leberlater, als sarte Anspielung auf manchen Kagenstammer. Dann ein glühendes Stachelschwein, aus dessen durchlöcherter Körper Streichhölzer oder Zahnstocher starren und das seine breite Nase geduldig zum Entzünden der ersten hinhält. Werden „Hans Hudebein“ und „Hibigei“ als Federhalterträger „enukt, so müssen sie erst eine gebörige Menae Glasperlen oder Schrotkugeln schluden, die die einastredten Stahlfedern reinigen und rostfrei erhalten — sie arinken dann mit oekülltem Magen noch einmal so veranügt den Empfänger an und büfften fast immer dessen Heiterkeit erregen. Ein launiges Verschen dazu, und eine nette kleine Gabe für Hagestolze ist fertig.

